

BAUSCHUTT

Die Erde, die keiner haben will



Deponie Bridel: 560.673 Tonnen Bauschutt im Jahre 2001, davon 73.985 Tonnen wiederverwertet. (Foto: Christian Mosar)

Wo soll der Bauschutt hin? Darüber streiten Regierung, LokalpolitikerInnen und Bürgerinitiativen. Es geht dabei sowohl um Standortentscheidungen als auch um die Gesamtstrategie.

Am kommenden Samstag ist "Nimby's Bal" in Stegen, teilt die Bürgerinitiative gegen die Bauschuttdeponie in Folkendingen mit. An diesen BürgerInnen scheint das Schimpfwort Nimby (von "Not in my backyard", nicht in meinem Hinterhof) abzuprallen - selbstbewusst werfen sie im Gegenzug der Regierung vor, ein unsinniges Projekt mit dem Brecheisen durchsetzen zu wollen.

Böse, böse Nimbys

Unsinniges Projekt? Irgendwo muss der Bauschutt doch wohl hin. "Chers élus, mesurez-vous vraiment l'urgence de la situation?", fragten die Unternehmer in einer Aufsehen erregenden Anzeigenkampagne. Ohne neue Deponie-Kapazitäten für die täglich anfallenden 30.000 Tonnen Bauschutt sei mit "Chômage techni-

que" im Bausektor zu rechnen. Die Regierung reagierte prompt: Zu viele Bürgerinitiativen und eine falsch verstandene Gemeindeautonomie schränken die politische Handlungsfähigkeit im Allgemeinen und insbesondere bei der Bauschutt-Problematik ein, hieß es in den Erklärungen verschiedener MinisterInnen.

Sorgen machen dem zuständigen Umweltminister vor allem die laufenden Gerichtsverfahren gegen die Deponien in Strassen und Folkendingen. Bereits Anfang vergangenen Jahres hatte Charles Goerens auf Panikmache seitens der Unternehmer mit der Vorstellung des Nationalen Abfallplans reagiert, in dem neue Deponien vorgesehen waren. Durch sich hinziehende Prozesse könnte die Planung allerdings durcheinander geraten. Derzeit muss das Ministerium auf Notlösungen zurückgreifen, zum Beispiel die Erweiterung von Deponien, die eigentlich geschlossen werden sollten.

Eine solche Notlösung ist wohl auch die Schlackenhalde in Monnerich, ein Standort, der im Abfallplan noch nicht auftaucht. "Die provisorische Genehmigung, ganz ohne Kommodo-Verfahren, stellt uns vor ein 'fait accompli'", kritisierte Dan Kersch von der Monnericher LSAP auf einer Pressekonferenz am vergangenen Dienstag. In diesem Sinne fordert der gesamte Gemeinderat ein Moratorium, bis es eine Gesamtplanung für diese Industriebranche gebe. Die stark verseuchte Halde solle auf die Schnelle zur Deponie werden, nur um das Bauschuttproblem zu lösen, so Dan Kersch weiter.

Ein Deckel für Monnerich

Das sieht Umweltstaatssekretär Eugène Berger anders. "Abgedeckt werden muss die Halde sowieso", erklärt er gegenüber der woxx. Abtragen und sanieren komme laut Expertenmeinung nicht in Frage. Gerade diese Möglichkeit aber soll auch untersucht werden, fordert die Monnericher LSAP. "Wir schließen damit eine Nutzung als Bauschuttdeponie nicht aus", unterstrich Dan Kersch, der den Vorwurf der Engstirnigkeit nicht gelten lassen will. "Wenn wir die Interessen unserer Wähler verteidigen, sind wir durchaus in unserer Rolle."

Die Regierung wiederum sieht sich in der Rolle des Schiedsrichters zwischen Einzelinteressen. Eine undankbare Rolle, vor allem wenn es an der notwendigen Glaubwürdigkeit fehlt. "Wer hat hier seine Hausaufgaben nicht gemacht", fragen "Déi Gréng" in einer Stellungnahme zur Bauschutt-Problematik. Die Auswahl von Standorten geschehe "nach dem Zufallsprinzip". Auch der Mouvement Ecologique kritisiert, es gebe zwar Kriterien, doch werde deren Anwendung nicht offengelegt und sei teilweise auch nicht nachvollziehbar. Wer so intransparent vorgehe, könne die

BürgerInnen nicht für den Bauschutt-Engpass verantwortlich machen.

Im Gegenteil, das Umweltministerium sei sehr sorgfältig bei der Auswahl der Standorte gewesen, wehrt sich Eugène Berger. Das werde sich bei der Veröffentlichung des Berichts der Auswahlkommission zeigen.

Woher kommt der Bauschutt?

Doch selbst wenn sich herausstellen sollte, dass die Standortfrage vernünftig gelöst wurde, so muss die grundsätzliche Herangehensweise hinterfragt werden. Hat Michel Unsen-Bellion, Vizepräsident der Folkendinger Bürgerinitiative und regelmäßiger Leserbriefschreiber, am Ende Recht? Er rechnet vor, dass jährlich ein Quadratkilometer Fläche als Bauschuttdeponie erschlossen werden müsste. Und schließt daraus, dass die Lebensqualität in Luxemburg nur erhalten werden kann, wenn das 700.000-Einwohner-Szenario verhindert wird.

"Vermeiden ist unsere erste Priorität", versichert Eugène Berger, "vor dem Verwerten und dem Entsorgen." Zahlreiche Maßnahmen zur Vermeidung und Verwertung seien bereits ergriffen worden und würden bald wirksam. "Doch unterm Strich ist so viel nicht mehr drin, denn ein Großteil des Bauschutts besteht aus Erdaushub", erklärt der Staatssekretär. Der wiederum entstammt nicht dem Bau von Privathäusern, sondern den riesigen Tiefgaragen, die derzeit unter den großen Büro- und Verwaltungsgebäuden angelegt werden. "Irgendwann verlangsamt sich das Bauen", hofft Eugène Berger zwar. Zusätzlich gebe es Pläne, den Erdaushub zur Errichtung von Lärmschutzwällen entlang der Autobahnen zu benutzen.

Vermeidungsstrategien hingegen stehen im Umweltministerium nicht auf der Tagesordnung. Müsste man nicht den Anteil des Individualverkehrs senken? "Gewiss, weniger Autos bedeuten auch weniger Bauschutt. Doch das wirkt sich erst langfristig aus", so der Staatssekretär. Könnte man, im Sinne des Verursacher-Prinzips, den Bauschutt nicht besteuern? Das habe man noch nicht in Betracht gezogen, meint Eugène Berger, erinnert aber daran, dass eine Machbarkeitsstudie über Ökosteuern im Allgemeinen in Auftrag gegeben wurde. Das hatte die Regierungserklärung vorgesehen. Trotz aller Bekenntnisse zur Nachhaltigkeit: Mit den Ökosteuern tut sich die Regierung schwerer als mit den - ganz ohne Machbarkeitsstudie beschlossenen - Steuersenkungen.

Vor Jahren hatte Jean-Claude Juncker Forderungen nach einer Energiesteuer mit der Aussage abgetan, wer das Benzin in Luxemburg zu billig finde, der solle doch nach Deutschland zum Tanken fahren. Ökosteuern, aber nicht an meiner Zapfsäule - mit diesem Motto müsste der Premier eigentlich Ehrengast auf dem "Nimby's Bal" sein.

Raymond Klein

Formation, pour quoi faire?

Le projet de loi qui prévoit la création d'une réserve de suppléant-e-s dans l'enseignement primaire vient d'être déposé. À cette occasion, les comités d'enseignant-e-s et les délégué-e-s de neuf communes se sont prononcé-e-s publiquement contre l'article 15 du dit projet. Il y est prévu que les conseils communaux pourraient également engager à durée indéterminée des chargé-e-s de cours qui n'ont aucune formation pédagogique. Or initialement, le projet prévoyait que les chargé-e-s devraient suivre une formation de base de 120 heures pour pouvoir être nommé-e-s à durée indéterminée dans un tel pool de remplaçant-e-s. C'est après que Jean-Claude Juncker en avait fait son affaire, que le projet de loi a été remanié et rend maintenant possible l'engagement de personnes sans formation pédagogique. Voilà qui risquerait d'ouvrir la porte au favoritisme et à l'arbitraire de la part des communes. L'initiative des enseignant-e-s des neuf communes rejoint les revendications et l'indignation des syndicats des instituteurs et institutrices, le SNE et le SEW, qui avaient appelé à une manifestation jeudi dernier: une réserve nationale de suppléant-e-s, oui, mais formé-e-s!

L'école contre l'homophobie?

Dans une question parlementaire, le député Marc Zanussi (POSL) s'était étonné de l'attitude négative qu'ont exprimée certain-e-s enseignant-e-s du Lycée de Garçons d'Esch au sujet de l'homosexualité, dans le journal des élèves de l'école. Il voulait notamment savoir si le Luxembourg transpose la recommandation du Conseil de l'Europe et offre aux enseignant-e-s une formation initiale et continue apte à combattre l'homophobie. La réponse de la ministre de l'éducation est désolante: sans prononcer une seule fois le mot d'homosexualité, Anne Brasseur se contente d'énumérer les offres en formation proposées par l'ISERP et le CUNLUX. Elle cite des cours comme "Ecoute de soi - écoute de l'autre" pour conclure que "ces formations contribuent à affermir l'enseignant dans sa mission d'éducation qui consiste à faire preuve de tolérance et d'ouverture d'esprit et où des manifestations de rejet et de discrimination de quelque forme qu'elles soient n'ont pas leur place". Ce discours vague montre bien qu'il n'y a aucune offre qui va dans cette direction et que même la prise de conscience de la nécessité d'une offre spécifique en la matière fait encore défaut.

Politiquement neutre, climatiquement correct?

De vives critiques ont accueilli l'élection de Rajendra Pachauri au poste de président de l'IPCC, l'"Intergovernmental panel on climate change", le groupe d'experts de l'ONU en matière de climat. La candidature du scientifique indien avait été appuyée par les Etats-Unis afin d'évincer Robert Watson, président depuis 1996. Ce dernier, citoyen américain, avait osé critiquer le rejet du protocole de Kyoto par le gouvernement Bush. "Les Etats-Unis ont frappé un nouveau coup dans leur effort de miner la science du changement climatique et les institutions et accords internationaux", a dit Steve Sawyer de Greenpeace International.

D'après le webzine allemand "telepolis", le géant pétrolier Exxon/Mobil avait suggéré à George Bush de faire remplacer Robert Watson et les autres scientifiques américains nommés par Clinton. De nombreuses ONG se sont dites inquiètes pour la neutralité politique de l'IPCC. C'est justement au nom de cette neutralité qu'avant le vote, Rajendra Pachauri s'était engagé à ne critiquer la politique d'aucun pays. Greenpeace a appelé le nouveau président à se libérer des forces qui l'ont amené au pouvoir et à continuer l'effort de l'IPCC pour prévenir le changement climatique.

